



Jürgen Kisters

Eine ganz gewöhnliche persönliche Kleidergeschichte

Vergangen ist nicht vergangen

»Kleider machen Leute« – ich habe mich mit dieser Formel nie einverstanden erklärt. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn ich als Kind nicht immer diese Kniebundhosen hätte tragen müssen. Grün, aus dickem Polizeistoff. »Die sehen schön aus und sind praktisch«, hatte meine Mutter gesagt. Sie hatte die Hosen selbst genäht, und so waren sie vor allem preiswert. Der Stoff stammte noch aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Kurz bevor die Alliierten in das nationalsozialistische Deutschland kamen und die Nazis flohen, hatte Vater während der Plünderung eines Materialdepots

mehrere Ballen davon organisiert. Das war in Thüringen, wo ein Teil der Familie eine Weile evakuiert war. Er war noch ein Jugendlicher und soeben vor dem Krieg davongekommen, und er trug im Sommer immer kurze Hosen.

So war »Stoff« genug da für die ganze Familie, und sie brachten die Ballen von Thüringen mit nach Köln. Textilstoffe waren etwas Wertvolles in jenen Jahren der Nachkriegszeit, als viele Menschen nichts anderes besaßen als die lumpigen Kleider, die sie am Leib trugen. Mutter erzählte davon, wie sie einmal mit dem Fahrrad fast hundert Kilometer aus der Stadt heraus aufs Land gefahren war, um bei einem Bauern einen dicken Militärmantel gegen einen Sack Kartoffeln einzutauschen. Dieser Mantel war ihr durch einen Zufall in die Hände gekommen. Es war hilfreich, daß Mutter so geschickt mit Schere und Nähmaschine umgehen konnte. Ihre eigenen Kleider nähte sie auch immer selber. Aus Stoffen, die sie zumeist im Ausverkauf kaufte. Ich sah ihr als Kind häufig beim Nähen zu. Wie sie aus einer flachen, an der Erde liegenden Stoffbahn einzelne Formen herauschnitt, indem sie zuvor mit Nadeln ein aus Zeitungspapier entworfenes Schnittmuster auf dem Stoff festgesteckt hatte. Sie machte das immer mit dem Fußboden in meinem Zimmer, weil wir keinen so großen Tisch hatten und dort die größte freie Fläche im Haus war. Korrekturen zeichnete Mutter mit Schneiderkreide an, die sich später aus dem Stoff herauswaschen ließ. Am Ende lag der Boden voller Stoffreste. Ich mochte die verschiedenen seltsamen Formelemente und faßte sie gern an und legte sie auf dem Teppich aus wie rätselhafte Gestalten, die ich nicht verstand. Natürlich versuchte ich auch, einige davon mit Nadel und Faden zusammenzunähen, doch zunächst kam nicht mehr als ein seltsames Knäuel dabei heraus. Mit viel Geschick nähte Mutter die Formteile auf einer

ratternden SINGER-Nähmaschine zu einem Ganzen zusammen. Die Maschine, die sie mit dem gleichmäßigen Tritt ihrer Füße in Bewegung setzte, ratterte laut, und weil sie auf dieser Maschine das Nähen gelernt hatte, hat sie sich nie auf eine elektrische umgestellt.

Weil Mutters eigene Kleider stets Einzelstücke waren, kamen sie bei allen Bekannten sehr gut an. Dagegen kamen meine Kniebundhosen in der Schule kein bißchen gut an. »Sitzt die Scheiße noch so locker, nichts geht durch die Knickerbocker«, sagten die Mitschüler. Wie sollte ich darauf reagieren? Ein Glück, daß ich keiner Prügelei aus dem Wege ging, gut Fußball spielte und auch kein schlechter Schüler war. So sagte ich mir, daß diese Hosen nichts mit mir zu tun hätten. Sie waren halt da, ich hatte keine Wahl, und so trug ich sie, obwohl sie in den Augen der anderen idiotisch aussahen, und die Kniestrümpfe immer wieder herunterrutschten, was alles andere als praktisch war. Ich weiß nicht mehr, wann die lange Periode meiner Kniebundhosen vorüber war. Ob ich ganz einfach herauswuchs oder Mutter schließlich ein Einsehen hatte, daß man ein Kind in Zeiten von BEAT-CLUB und COCA-COLA nicht mit solchen Hosen in die Schule schickt. Im Nachhinein erscheinen mir die Kniebundhosen als das erste Kleidungsstück, das ich überhaupt bewußt wahrnahm. Wahrscheinlich ist es nur das Kleidungsstück, mit dem mir die Kleidungsstücke zum ersten Mal als Problem bewußt wurden. Dagegen waren alle anderen Probleme, die ich zuvor mit Kleidungsstücken gehabt hatte, offenbar nur Lappalien gewesen: einschnürende Gummis, enge Strampelhosen, nasse Windeln und Unterhosen, oder die Schwierigkeit, eine Socke passend über den Fuß zu ziehen.

So gibt es zwei grundlegende Probleme im Umgang mit der Kleidung. Das eine sind ihr Zuschnitt und ihre materiale Qualität, die den

Körper angenehm umhüllen oder zu einem hartnäckigen Unwohlsein führen können. Das andere ist das Aussehen der Kleider, das einen Menschen in den Augen der anderen zu einer netten, unauffälligen oder lächerlichen Erscheinung machen. Jedes Kleidungsstück ist zugleich ein individuelles und ein soziales Ereignis, und diese Kniebundhosen zeigten das ganz besonders. Ihr Schnitt sorgte dafür, daß es mir schwerfiel zu vergessen, daß ich eine Hose trug. Und ihr Aussehen bewirkte wiederum, daß ich die Blicke der anderen nicht vergessen konnte. Glücklicherweise war die Kniebundhose nicht die einzige Hose, die ich besaß. Allein schon deswegen, weil ich viele Stunden des Tages auf der Straße und in den Büschen verbrachte, war meine Kleidung am Abend in der Regel schnell schmutzig, so daß ich sie häufig wechseln mußte. Meine Mutter vertrat die feste Überzeugung, daß ein Kind überall herumlaufen und frei spielen soll. Und dazu gehörte, daß ich keine Rücksicht auf die Kleidung nehmen sollte, so daß meine Bewegungen nicht durch die Ordnung der Kleidungsstücke eingeschränkt wurden.

Die Kleidung, die man trägt, sorgt für Zugehörigkeit und Abgrenzung zugleich. Es ist kein bloßer Zufall einer individuellen Freiheit, daß dem einen dies, dem anderen jenes gefällt. Die persönliche Lebensgeschichte, die zur Vorliebe für bestimmte Farben, spezielle Muster und einen bestimmten »eigenen« Kleidungsstil geführt hat, folgt zugleich einem zwingenden Rahmen. Die Möglichkeit der persönlichen Abgrenzung und der sozialen Anpassung, die zugleich eine soziale Abgrenzung ist, sind in Gestalt der Kleidung unauflösbar miteinander verwoben. Und die individuelle Entfaltung in der Kleidung wird so unweigerlich zu einem Bekenntnis sozialer Zugehörigkeit.

Auch die 70er Jahre des demokratisierenden Aufbruchs, in dem die Jeans das Ideal der

gleichzeitigen Gleichheit und Freiheit verkörperte, haben daran nichts geändert. Die Idee, mit Jeans und selbstgemachten Batiken die bestehenden Kleiderkonventionen und hierarchischen Kulturvorstellungen ein für allemal aufheben zu können, hat sich verflüchtigt wie viele kulturelle Utopien. Das Verlangen nach modischen Angeboten, individueller und sozialer Abgrenzung hat sich als stärker erwiesen.

Immerhin hat die Idee der Jeans mich maßgeblich geprägt, so wie mich die Ideen der Beatniks, Hippies und einiger sozialkritischer Lehrer auf meiner Schule prägten. Lange hatte ich keine »echten« Jeans besessen, weil die der Sparsamkeit meiner Eltern zufolge zu teuer waren. »Jeans ist Jeans«, hatte Mutter gesagt, »es kommt darauf an, daß die Hose paßt, und man sich gut darin bewegen kann.« Das war eine sehr pragmatische Sicht, und ich war der Auffassung, daß sie keine Ahnung von Jeans hatte. Komischerweise paßten mir die Marken-Jeans tatsächlich besser, von denen es damals allerdings noch nicht diese vielen verschiedenen modischen Modelle gab. Da ging es nur um »echt« oder »Kopie«. Mit einer Kopie war man in den Augen der anderen jedenfalls so ähnlich dran wie mit einer Kniebundhose. So mochte man sich zwar gut darin bewegen können, doch die Abweichung von der Kleidung der meisten anderen (die das Neue, Zeitgemäße trugen) sorgte dafür, daß man die Ungezwungenheit seiner Bewegungen zum Teil verlor. Irgendwann war der Punkt gekommen, an dem ich dann nur noch »echte« Jeans trug, von WRANGLER oder LEVIS. Gelegentliche Versuche mit Jeans aus dem Sonderangebot scheiterten an meinem Geschmack, und weil sie einfach schlechter »saßen«. In den Jahren, in denen ich über das Gymnasium allmählich ein weiteres Gesichtsfeld und ein Gespür für die Unterschiede von Weltanschauungen bekam,

trug fast jeder in unserer Schule eine Jeans. Die Jeans war die Verkörperung unserer Auffassung, daß die Welt uns gehört, und Freiheit das Wichtigste ist, und alle Menschen irgendwie zusammengehören, und das Leben mit diesen Idealen im Grunde einfach zu meistern ist. Die Schule förderte und forderte die dem zugrunde liegende An-Sicht, daß soziales Engagement wichtiger als individueller Erfolg ist, und in der Jeans hatte diese Überzeugung ihre angemessene Kleidung gefunden. Äußerlichkeiten sollten nichts über den Wert eines Menschen sagen. Jemanden nach seiner Kleidung zu beurteilen wurde als bürgerliche Unverschämtheit angesehen, und die Kleiderordnung für Theater- und Opernbesucher als unberechtigter Zwang. Bis heute sehe ich keinen Grund, diese An-Sicht zu ändern.

Damals hatte ich ein Abonnement für das städtische Schauspielhaus, das ich einmal im Monat mit meiner Mutter besuchte. Mutter bestand darauf, daß ich mich ordentlich anzog (wie sie es für einen solchen Anlaß gelernt hatte und was bedeutete, andere Hosen, Hemden und Pullover als im gewöhnlichen Alltag zu tragen). Ich hingegen bestand darauf, meine normalen Jeans zu tragen, weil das Umziehen mir lästig war und auch um zu zeigen, daß ich mit der konventionellen Weltsicht, wie sie in der Kleiderordnung repräsentiert ist, nichts zu tun haben wollte. Wollte ich durch meine Kleidung absichtlich provozieren oder einfach nur mein Recht auf Selbstbestimmung durchsetzen?

So wurde jeder Theaterbesuch zum Kampf um meine Freiheit und zur Demonstration meiner Überzeugungen. »Ich will keine Kleider vorführen, sondern ein Theaterstück sehen«, erklärte ich. »Dann gehe ich nicht mit«, sagte Mutter, weil sie sich schämte, mit mir so gesehen zu werden. Manchmal tat ich ihr den Gefallen und fand einen Kleiderkompromiß,

schließlich setzte ich mich durch. Es war im Prinzip das gleiche Problem wie das mit den Sonntagshosen und Sonntagsschuhen, der gleiche Anpassungszwang, der gleiche Widerwille, die gleiche Weigerung.

Interessant war die Sache mit der Kleiderordnung auch bei Badminton-Turnieren. Weiß war die offizielle Spielkleidung dieser Sportart, doch auf der untersten Spielebene konnte in der Regel jeder in den Kleidern spielen, in denen er wollte. Also spielte ich in schwarzen, blauen oder roten Hosen, die ich auch beim Fußball trug und in verschiedenen farbigen Trikots. Das war in der ersten oder zweiten Runde eines Turniers grundsätzlich kein Problem; viele Teilnehmer spielten in Bunt. In der Regel ging die Turnierleitung davon aus, daß die Vögel in der lockeren Kleidung spätestens in der dritten Runde aus dem Turnier ausgeschieden und die Spezialisten in Weiß dann unter sich waren. Nun war ich gleichfalls ein guter Spieler, und so kam es immer wieder vor, daß ich unter den letzten acht oder vier Spielern oder sogar im Finale stand. Ich ging wie gewohnt mit meinen farbigen Trikots auf das Spielfeld und hörte beim Einschlagen aus dem Lautsprecher, daß ich gebeten werde, weiße Kleidung zu tragen. Die sogenannte Bitte war allerdings eine Verpflichtung. Ich fand das ungerrecht und eine Zumutung, denn immerhin hatte ich die ganze Zeit über mit den farbigen Trikots gespielt und gewonnen. Aus Protest hatte ich dann mein Trikot dennoch anbehalten und einfach ein weißes darüber gezogen, so daß es zwar der Regel entsprach, aber kurios und unpassend aussah. Im Nachhinein bin ich sicher, daß die Zuschauer am Rand meinen Kleideraufzug weniger als Protest denn als Regelverstoß und Ärmlichkeit erlebt haben, was letztlich auf dasselbe hinausläuft.

Meine Mutter hatte nie mit mir geschimpft, wenn ich mit völlig verdreckter Kleidung nach

Hause kam, und auch dann nicht, wenn ich beim Klettern über Zäune oder beim Fußballspielen Löcher in den Stoff gerissen hatte. Sie besserte die Löcher aus, setzte Flicker auf die Reißstellen und nähte neue Kleidungsstücke, und darin lag eine Selbstverständlichkeit, die der Selbstverständlichkeit entsprach, mit der ich diese Kleidungsstücke benutzte. Diese Selbstverständlichkeit habe ich bis heute größtenteils beibehalten. Wenn ich heute im Garten, im Keller, in der Garage etwas repariere oder in einem Sperrmüllhaufen herumwühle, den ich zufällig auf meinem Weg an der Straße entdeckt habe, bin ich danach immer wieder überrascht, wie schmutzig die Kleider geworden sind. Als wüßte ich nicht, daß, wenn man sich in den ›Schmutz‹ der Dinge begeben will, man sich auch die Kleider schmutzig machen muß. Ich habe ein gewisses Talent dafür, Flecken auf Kleidungsstücke zu machen. So habe ich nicht wenige ›gute‹ Hosen und Pullover mit Farbe und Schmutz ruiniert, weil ich ohne Bedenken von einer ›sauberen‹ Beschäftigung in eine Tätigkeit wechselte, bei der sich der ganze Körper in den Schmutz der Dinge begab. Ich habe oft erlebt, daß die Kleidung für andere Menschen Grund genug ist, sich in bestimmte Tätigkeiten gar nicht erst hineinzubegeben. So bin ich nicht. ›Hättest besser etwas anderes angezogen‹, sage ich mir gelegentlich hinterher. Aber andererseits hätte dieser gezielte Wechsel der Kleider, die den Anlässen entsprechen, nur den Fluß der Tätigkeiten unterbrochen. Anderen ist gerade diese Unterbrechung wichtiger als der Übergang. Mir hingegen ist, solange ich mich erinnern kann, der gleitende Übergang von einer Tätigkeit in die andere immer wichtiger gewesen.

So ganz stimmt das selbstverständlich nicht. Manchmal war ich in der Funktion des Journalisten mit farbbeschrifteten Kleidungs-

stücken rasch zum Eröffnungstermin einer Kunstausstellung gegangen, und einige der Anwesenden fragten mich sogleich, ob ich renoviert hätte, oder sie sahen mich mustern an. Solche Fragen und Blicke sind lästig, und mit der entsprechenden unauffälligen Kleidung kann man ihnen aus dem Weg gehen. Ich sehe es vielleicht von der Sache nicht unbedingt ein, aber es ist praktischer, und allmählich gewöhnte ich mich daran, zumindest rasch eine andere Hose und ein Jackett überzustreifen. So funktioniert im Prinzip das Hinein-Wachsen in eine Kultur, und so weiß auch ich, wann es cleverer ist, bestimmte Kleidung zu tragen.

Manchmal hatte meine Mutter auch gesagt: ›Zieh Dir doch eine andere Hose an‹ oder ›Nimm nicht wieder die besten Sachen‹. Umgekehrt hatte ich mich bisweilen gezwungen, zu bestimmten Anlässen meine ›guten‹ Sachen anzuziehen, die sogenannten Sonntags-hosen, Sonntagsschuhe und Sonntagspullover. Von denen es hieß, daß ich darin nett und adrett aussehe. Und von denen gesagt wurde, daß sich das Tragen an bestimmten Tagen so gehört. Ich habe sie nie gemocht. Dazu gehörten auch die Kleidungsstücke, die meine Tante mir zu besonderen Anlässen kaufte, zu Geburtstagen oder an Weihnachten. Das Aussuchen davor war immer eine ›Tortur‹. Denn obwohl ich mir den Pullover aussuchen konnte, hieß das dennoch nicht, daß es keine Kriterien gab, so daß meine Wahl tatsächlich äußerst eingeschränkt war. Meine Tante war der Meinung, daß mir Blau besonders stehe (was im übrigen stimmt). Ich erinnere mich, daß mir einmal ein Rollkragenpullover sogar wirklich gut gefiel, weil er ein spezielles Muster hatte. Einige Tage später trug ich den Pullover in der Schule, und jemand anderes hatte genau den gleichen Pullover mit dem gleichen Muster. Ärgerlich waren lange Zeit auch die

Strick-Pudelmützen gewesen, die mir die Mutter im Winter auf den Kopf zog, damit die Ohren warm blieben. Immer wieder zogen Mitschüler mir plötzlich zum Spaß die Mütze vors Gesicht und riefen ›Verdunkelung‹. Das war ein beliebtes Spiel, um andere zu ärgern, und manchmal wurde einem die Mütze auch abgenommen und umhergeworfen. Jeder, der eine solche Mütze trug, konnte zum ›Opfer‹ solcher Ärgereien werden. Die Mützen mußten wir in geschlossenen Räumen grundsätzlich abnehmen (so die unumstößliche Benimm-Regel), und niemand hätte sich damals vorstellen können, daß es die Menschen mit diesen Regeln Jahrzehnte später nicht mehr so genau nehmen, und das Tragen von Strickmützen (allerdings in anderen Formen) ›cool‹ sein würde.

Neben den Knickerbockern waren die Sonntagssachen das große Ärgernis meiner Kindheit. Ich fühlte mich unwohl darin und nicht bei mir selber. Sie waren enger als meine all-täglichen Kleidungsstücke, und die Anweisung, mich nicht schmutzig zu machen, machte mich unsicher und befangen. Ich sah nie etwas Schönes oder das Besondere darin, sondern immer nur einen überflüssigen Zwang, und das führte dazu, daß ich mich sogar ›häßlich‹ und lächerlich darin fand. Ich konnte in den sogenannten feineren Kleidern nie die Möglichkeit zu einer reizvollen Verwandlung sehen, sondern nur den Zwang zu einer Verwandlung, die ich nicht wollte. Wenn ich meine Sonntagssachen trug, gelang es mir dann auch nicht, mich den Kleidern entsprechend zu verhalten und meine Ideen in eine andere Richtung zu lenken. Ich wußte zwar, daß ich mich mit diesen Kleidern nicht wie sonst verhalten und bestimmte Tätigkeiten vermeiden sollte, aber dann kroch ich beim Spielen doch über den Fußboden, und wenn ein Fußball in der Nähe war, wurden die Klei-

der ohnehin zur Nebensache. Und es war fast immer ein Fußball greifbar, auch an einem Sonntag. So waren meine Sonntagsschuhe schon nach ein paar Minuten des ›Nur-einbißchen-Kickens‹ auf der Straße als Sonntags-Schuhe entweiht und erledigt. Mutter zeigte sich allerdings nie wirklich verärgert, zumindest hatte es keine Konsequenz, und weil sie es dann doch nicht so genau mit den Regeln der Sonntagskleidung nahm, nahm auch ich es nicht so genau.

Wenn ich also durch die besonderen Kleider lernen sollte, daß es besondere Ereignisse und Tage gibt, an denen ich mich besonders zu verhalten habe, so ist das ordentlich in die Hose gegangen. Ich habe es nie wirklich gelernt, sondern statt dessen, daß man diese Tage nicht unbedingt ernst nehmen muß. Bis heute habe ich kein Gefühl für Sonntage, so wie ich kein Gefühl dafür habe, mich ›fein‹ zu kleiden. Ich verspüre weder die Notwendigkeit noch die Lust daran. Ich sehe in den entsprechenden Gelegenheiten, an Feier- oder Festtagen keine besondere Chance, sondern eher eine überflüssige Inszenierung und die Einschränkung meiner Selbstverständlichkeiten. Ich weiß, daß anderen Menschen solche Inszenierungen viel bedeuten, zumindest erweckt ihre Kleidung diesen Eindruck. Ich selbst bleibe am liebsten im Gleichmaß der Kleidung aller Tage, in dem es genug Möglichkeiten für Besonderheiten und Abwechslungen gibt.

Besonders unangenehm war für mich die Sache mit dem Konfirmationsanzug. Überhaupt fand ich die ganze Konfirmation überflüssig und lästig. Der Unterricht einmal die Woche gefiel mir nicht (während ich dennoch fleißig lernte) und noch weniger die Aussicht auf eine verkrampfte Gottesdienst-Feier in der Kirche, und am allerwenigsten, daß ich dazu einen Anzug tragen sollte. »Alle tragen einen Anzug«, sagte meine Mutter, und auch von

meinem Vater erhielt ich keine Hilfe, auch wenn ihm die Konfirmation ziemlich egal zu sein schien (denn er ist schließlich seit langem nicht mehr Mitglied in der Kirche). Ich habe als Kind nie erlebt, daß er an offiziellen Anlässen besonders interessiert gewesen wäre. Allerdings trug er selbst völlig selbstverständlich Anzüge. Doch wenn er als einfacher Buchhalter einer Elektrofirma jeden Tag mit einem Anzug ins Büro fuhr, so trug er doch nach Feierabend bevorzugt kurze Freizeithosen und lief im Unterhemd im Haus herum. So wurde also nach einem Konfirmationsanzug für mich gesucht, und allein der Gang durch die verschiedenen Kaufhäuser, um ein gleichermaßen passables wie preiswertes Stück zu finden, war eine Qual. Meine Eltern mochten es durchaus, an Samstagen zum Kleiderkauf ins Zentrum der Stadt zu fahren und durch die Kaufhäuser zu streifen. Ich mußte mit, und ich haßte es, obwohl ich auf diesen Einkaufszügen selbstverständlich vieles sah, das ich sonst nie gesehen hätte. Aber allein das dumpfe Gedränge, das untätige Herumstehen zwischen den Kleiderständen und dann das Anprobieren von Kleidungsstücken bei C&A, dem bevorzugten Kleiderhaus für preiswerte Anschaffungen, war mir nichts Angenehmes. Immerhin hatte ich durchgesetzt, daß ich zur Konfirmation keinen Anzug, sondern ein Jackett trug, doch diese damals wichtige Nuance änderte wenig daran, daß ich mich in der Kirche und den ganzen Tag über unwohl und fehl am Platze fühlte. »Wie nett er aussieht«, hatten gleich mehrere Verwandte und Bekannte über mich gesagt, aber hieß das nicht nur, daß ich sonst nicht nett aussah? Als ich später das Foto betrachtete, das man speziell von mir im Jackett im Garten stehend gemacht hatte, kam ich mir nur noch gequälter und lächerlicher vor als ich es an dem Tag empfunden hatte. Erst gegen Abend, als viele der Konfirmationsgäste ge-

gangen waren, entspannte sich die Situation. Das Jackett hing nicht wie meine sonstigen Jacken an der Schlaufe am Haken der Garderobe, sondern auf einem Bügel. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich es danach noch einmal getragen habe.

Die Verwandlung durch Kleidungsstücke, die mir dagegen gefiel, waren die Kostüme an Karneval, auch wenn ich zunächst nicht immer genau in die Rollen schlüpfen durfte, in die ich schlüpfen wollte. So war ich als Schornsteinfeger und Indianer verkleidet, die Kostüme hatte Mutter genäht. Vor allem aber wollte ich Cowboy sein (wegen des Hutes, des Sheriff-Sterns und der Pistolen) und Uniformierter des Reitercorps »Jan von Werth« (in dessen Aufzug ein Freund meines Vaters regelmäßig an den Rosenmontagszügen teilnahm). Ich hatte diesen Freund, den ich »Onkel« nannte, Jahr für Jahr im Karnevalszug gesehen, und danach bekam ich von ihm immer den großen Hut und den echten Säbel (die ihn beim Feiern störten). Mit diesen Stücken, einer Decke als Umhang und alten Stiefeln spielte ich dann zu Hause meinen Auftritt beim Rosenmontagszug. Jahre später fand ich Uniformen dieser Art, wenn ich sie auf Karnevalszügen und -sitzen sah, nur noch unpassend und lächerlich, wie Uniformen überhaupt. Von diesen Spielen, in denen die Kleidung das Mittel zu einer Verwandlung darstellte, gab es viele in der Kindheit. Mal war ich Pirat, dann Ritter, Trapper oder Forschungsreisender, und immer sorgten einzelne Kleidungsstücke für die »Echtheit« der Verwandlung. Als Kind war ich, wie vermutlich alle Kinder, sehr flexibel mit der Kleiderwahl. So schnell und beweglich wie die Ideen wechselte ich die damit verbundenen Kleider. Ich liebte es, wenn ich mit der von meiner Mutter selbstgestrickten Strickjacke im Tirolerstil und dem Tirolerhut (mit Gamsbart und einer Reihe von Ansteck-



nadeln) herumliefe. Ich hatte damit in der Umgebung des Bauernhofes im Allgäu begonnen, wo wir regelmäßig die Sommerferien verbrachten und zu Hause stets eine kurze Weile weitergemacht. Im Winter wollte ich wie ein Pfadfinder herumlaufen, nachdem ich im Fernsehen den ›Wildtöter‹ gesehen hatte und ›lieh‹ mir dazu eine Pelzjacke, hohe Stiefel und große Fausthandschuhe aus dem Kleiderfundus meiner Mutter. Manchmal öffnete ich die Knöpfe meines Hemdes, so wie ich es bei einem Schlagersänger in einer Fernsehsendung gesehen hatte (obwohl ich natürlich kei-

ne Haare auf der Brust hatte) und sang dazu den entsprechenden Schlager.

Ganz besonders gefiel mir an Karneval die Möglichkeit, alte weiße Hemden mit Filzstift und Kugelschreiber zu beschreiben und sich damit als ›Hippie‹ zu zeigen. Auch das war ›nur‹ ein Karnevalskostüm, doch insgeheim war es mehr als das, indem es mich mit der Ästhetik der Jugendlichen verband, die ein paar Jahre älter waren als ich und von uns Kindern auf der Straße bewundert wurden. Einfach deswegen, weil sie schon größer waren. Und weil sie die laute, rhythmische Musik

hörten und die Beat-Konzerte besuchten, die ich nur aus dem Fernsehen kannte. Die im Park an der Ecke und auf dem Schulhof bei den Toiletten herumlungerten, und die schon Freundinnen und Sex hatten. Oder die noch Älteren, die mit ihren wilden Klamotten und langen Haaren vor der bunt bemalten Kneipenfassade standen, an der ich mit meinen Eltern manchmal vorbeikam, wenn wir ins Stadtzentrum fuhren. Ich schrieb also die Namen von Beat-Gruppen wie THE BEATLES, THE KINKS, THE WHO und Begriffe wie ›Love‹ und ›Peace‹ auf ein ausgedientes Oberhemd meines Vaters und malte kleine Blumen dazu und fühlte mich ein paar Jahre älter als ich war und ganz bei mir selber. Anders als bei den anderen Kleiderverwandlungen hatte ich nicht das Gefühl, mich zu verkleiden, sondern vielmehr, das zum Ausdruck zu bringen, das ich war, und was ich wollte. Am liebsten hätte ich diese Hemden jeden Tag getragen, doch erst knappe zwanzig Jahre später wurde in bestimmten Kreisen eine Mode daraus, bekritzelte und zerrissene Kleidungsstücke jeden Tag zu tragen. Seit dem Tragen der Hippie-Hemden vertrat ich die Meinung, daß es nicht richtig sei, eine solche Verwandlung nur an Karneval zu vollziehen. Wer sich verkleiden wolle, solle es immer tun können, und überhaupt solle er, wenn ihm verrückte Kleidung gefalle, jeden Tag so herumlaufen. Sich nur für ein paar Tage zu einem anderen Menschen zu machen, fand ich armselig und verlogen. Damals wußte ich noch nichts von der Macht des Symbolischen, und über die Rolle bestimmter Feste in der Kultur hatte ich mir auch noch keine Gedanken gemacht. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der Reiz einer Verkleidung gerade darin lag, nur vorübergehend ein anderer zu werden, für ein paar Stunden oder ein paar Tage, vielleicht nur für eine Nacht, während man ansonsten gar nichts an-

deres sein wollte als ein ganz normaler Bürger. Und genauso wenig konnte ich mir vorstellen, daß die alltägliche Gleichförmigkeit und Normierung der menschlichen Existenz einer kulturellen Notwendigkeit folgen könnten. Ich verband die Verkleidung mit der Idee, daß ein Traum darin steckt, den die Menschen gerne jeden Tag leben würden. Doch statt dessen schlüpfte man nur vorübergehend in eine andere Haut, weil es tatsächlich unmöglich ist, aus seiner Haut zu kommen; das ist der ganze Zauber, der ganze Trick.

Als junger Mensch habe ich eine zeitlang regelmäßig Kopfbedeckungen getragen. Ich fand das originell, und ich war der einzige in meiner Umgebung. Zunächst trug ich einen braunen Hut (meines Vaters), dann einen großen grauen Hut mit einer breiten Krempe, einem bunten Band und einigen Strohlumen darin. Ich hatte einen ähnlichen Hut bei Bob DYLAN gesehen, und weil ich seine Songs phantastisch fand, fand ich auch den Hut phantastisch. Er hatte ihn auf, als er mit dem Dichter ALLEN GINSBERG zusammen vor dem Grab von JACK KEROUAC saß, und das tat eine übrige Wirkung. Ich erinnere mich, daß ich den DYLAN-Hut auch auf dem Kopf hatte, als ich meine damalige Freundin, die Tochter eines Fahrerschulbesitzers, zum ersten Mal nach Hause begleitete. Sie sah sich auf der Straße mehrfach um, und als ich sie danach fragte, erklärte sie mir, daß es mit der Auffälligkeit meines Hutes zu tun habe. Ich sah darin allerdings mehr eine Bestätigung meines Hutes, als daß es mich verunsicherte. Eine ganze Weile später trug ich immer eine Baskenmütze, wie sie vor allem die Schriftsteller hatten. Das war vermutlich die Zeit, in der ich selbst zum ersten Mal ernsthaft die Idee hatte, ein Buch zu schreiben. Und schließlich entdeckte ich auf einem Spaziergang durch die Stadt in einem Hutladen beiläufig eine graue Schlägermütze.

Ich kaufte sie; sie stand mir gut und sah pfiffiger aus als die langweilige Baskenmütze. Ich trug sie sehr lange und legte sie erst ab, als mehr Menschen mit solchen Mützen herumliefen und eine Mode daraus geworden war. Statt dessen hing sie bei mir an der Zimmerwand, und ich betrachtete sie manchmal im Vorübergehen.

Zweifellos habe ich zu keiner Zeit mehr auf mein Aussehen geachtet als im Jugendalter. Ich wollte gefallen (den Mädchen vor allem) und nicht ›dumm‹ auffallen, mit der Kleidung nicht von den Gleichaltrigen abweichen und mich doch unterscheiden. Das Tragen einer Jeans war eine solide Basis; T-Shirts, Hemden und Jacken boten den Stoff für eigene Variationen. Ein stiller, unscheinbarer Weg, um sich dem anderen Geschlecht zu nähern, bestand zum Beispiel in einem unverfänglichen Kleidertausch. Ich lieh mir ein Kleidungsstück von einem Mädchen, das ich besonders mochte (einen Schal, einen Pullover) und trug ihn eine Weile, oder ein Mädchen lieh sich einen meiner Pullover, und ich wußte, daß sie mich mochte. (Auch die ersten Schritte beim Liebespiel hatten maßgeblich mit Kleidern zu tun.)

Irgendwie hat vielleicht jeder seine speziellen Kleidungsstücke, mit denen er glaubt, eine besondere Wirkung zu erzielen und ein bestimmtes Bild von sich zu entwerfen. Eine Weile hatte ich gerne Westen von alten Anzügen an, solange, bis andere in der Schule ebenfalls damit anfangen. Als Schüler las ich in einem Buch von Heinrich BÖLL, daß Iren immer ein paar Sicherheitsnadeln in der Innenseite ihres Jackett- oder Mantelkragens stecken haben. Diese Idee gefiel mir, und so steckte ich Sicherheitsnadeln sichtbar an den Kragen meiner Jacke. Das war ein pfiffiger Effekt, den ein paar Mitschüler plötzlich kopierten, und so für mich uninteressant machten, und ich ließ es

wieder. Auf diese Weise erfuhr ich, daß die Individualität, die man als Kleiderfinessen am Leib trägt, nur von kurzer Dauer ist, und ohnehin erschien es mir sehr bald ziemlich sinnlos, allzu viele Gedanken auf meine Kleidung zu verwenden. Genau so idiotisch ist es, irgendetwas nachzumachen. Den Trenchcoat, den ich mir auf dem Flohmarkt kaufte, weil er mir bei jemand anderem gefallen hatte, trug ich ein einziges Mal. Dann ließ ich ihn Jahre auf dem Kleiderhaken im Flur hängen. An mir selbst gefiel er mir nicht, obwohl ich ihn ausgesucht hatte.

Der Versuch, mit ein paar Kleidungsstücken meine Einmaligkeit für alle sichtbar machen zu wollen, hatte sich nach kurzer Zeit als Täuschung erwiesen. Nicht daß ich deswegen aufgab, mich selbst für einmalig zu halten, aber es mit Kleidung zum Ausdruck bringen zu wollen, erschien mir als ein lächerliches Spiel, ebenso dumm und anstrengend wie der hartnäckige Druck in einer Leistungs- und Wettbewerbsgesellschaft, in der man sich fortwährend beweisen und behaupten muß. Schließlich ließ ich es, vielleicht aus Resignation, doch vermutlich mehr aus Bequemlichkeit, und weil ich zu viele andere Dinge zu tun hatte, die mir wichtiger oder dringender erschienen, als mich speziell um meine Kleidung zu kümmern. Und so verspürte ich auch keine besondere Lust oder Notwendigkeit, wie viele meiner Bekannten aus der linken oder alternativen Bewegung, mich mit Latzhosen und Clogs zu kleiden, was einige vor allem deswegen schön fanden, weil es für sie ein wichtiger äußerlicher Hinweis war, allen zu zeigen, wohin man gehörte. Obwohl ich mich mit ihnen gemeinsam für eine andere Gesellschaftsordnung engagierte und einige fortwährend auf Demonstrationen oder bei den Treffen politischer Initiativen regelmäßig traf, lag es mir fern, meine Weltanschauung durch



meine Kleidung demonstrieren zu wollen. Es erschien mir mehr wie eine Uniformierung, zwar lockerer und bunter, aber dennoch ähnlich normierend wie die Kleider der »normalen« Bürger und ebenso zwanghaft die Übereinkunft einer Gemeinsamkeit beschwörend, die sich tatsächlich in unzählige Unterschiede und Widersprüche zerfaserte. Nachdem die Jeans inzwischen ihren modischen Uniformierungszwang verloren hatte, schien sie mir in ihrer schlichten Ungezwungenheit noch der angemessendste Kleiderweg, um aus der Uniformierungs- und Konventionsfalle herauszukommen.

Ich kaufe seit langem meine Kleidung eher im Vorbeigehen, fast beiläufig, und ich fand es lange Zeit äußerst praktisch, daß meine Mutter immer wieder Kleidungsstücke brachte, die sie für mich gekauft hatte: Hemden, T-Shirts, Unterhosen, Pullover oder Socken, all die grundlegenden Sachen, die man braucht, und die sich mehr oder weniger schnell abnutzen. Sie hatte einfach die Gewohnheit beibehalten, mich als ihr Kind mit Kleidungsstücken zu versorgen, die zu kaufen ihr darüber hinaus Spaß machte, und ich sah keinen triftigen Grund, daran etwas zu ändern. Es hätte sie nur gekränkt. Was mir nicht gefiel, zog ich einfach nicht an. Viele Dinge lagerte ich so unbenutzt in meinen Schrank, aber ich hatte keine Problem damit. Vielleicht kann ich es später gebrauchen, sagte ich mir, denn die Mode war ohnehin kein Richtmaß für mich. Meiner Mutter schienen die Kleiderkäufe zu gefallen, obwohl sie enttäuscht war, wenn ich auf ihre Frage erklärte, daß dieses oder jenes Teil nicht mein Geschmack war. Tatsächlich lag sie nicht selten daneben. Da ich aber durchaus einen Sinn für das Praktische habe und sehr dankbar für diese Kleiderversorgung war, blieb es lange dabei, bis Mutter ihre Kleiderkäufe schließlich von selbst einstellte. Ich

habe nie gefragt warum. Möglicherweise hatte sie doch gestört, daß ich viele Kleider unbenutzt beiseite legte. Vater war zufrieden, wenn ich ihm Stücke abnahm (und nehme), weil er so einen Grund hatte, weitere kaufen zu können. Ihm gab es die Bestätigung, daß der Kauf gut war, und ich fand es praktisch, daß ich manchmal nur zu ihm herüber gehen mußte, um zu fragen »Hast Du ein paar Schuhe?« Zum Glück habe ich die gleiche Größe. Und seltsamerweise war immer ein Paar dabei, das mir gefiel. Vielleicht hätte ich es selber nicht ausgewählt, aber es war doch immerhin so, daß ich den Eindruck hatte, daß es zu mir paßte, und ich mich damit sehen lassen konnte. Inzwischen kauft Vater nicht mehr so viel, weil er weniger oft durch die Geschäfte geht, doch vor allem, weil er selbst ernste Zweifel hat, ob er all die Sachen je wird auftragen können. Wenn ich ihn frage, ob er ein Paar Schuhe für mich hat, weil ich keine Lust habe, in den Läden zu suchen, hat er immer noch ein Paar in Reserve, aber die für mich schönsten habe ich längst ausgesucht.

Ich selbst kaufe nur das Nötigste, was Kleidung angeht, und außerdem habe ich im Laufe der Jahre einen großen Fundus an Kleidungsstücken angesammelt, der bis heute eine solide Basis bietet. Beiläufig wird er um einzelne neue Sachen ergänzt, so daß meist mehr hinzu kommt als ich ausrangiere. Ich war nie jemand, der meinte, von Zeit zu Zeit seine Kleider in einer Art Bestandsaufnahme-Ritual aussortieren und die für alt erklärten Kleider auf den Müll oder in die Kleidersammlung geben zu müssen.

Ich bewahre meine Kleidungsstücke solange auf, wie sie passen und ich das Gefühl habe, daß man sie noch einmal gebrauchen könnte. Es fällt mir schwer, Kleidungsstücke wegzwerfen, die noch nicht verschlissen oder zu klein geworden sind. Und wenn sie schließlich

nicht mehr zu tragen sind, mache ich noch Putzklappen daraus.

Es stört mich auch keineswegs, abgelegte Kleidungsstücke von anderen zu übernehmen, wenn sie mir gefallen. Allerdings habe ich als Einzelkind nie einen ›älteren Bruder‹ gehabt,

mir gelegentlich noch ein paar passende schöne Hemden oder einen Anorak heraus. So habe ich ein paar Hemden, Jacketts und Pullover zuviel in meinen Schränken und vieles, das ich lange nicht mehr getragen habe. ›Was solls‹, sage ich mir, ›die Einmachgläser werden auch nicht auf einmal aufgeessen‹, und für mich ist es beruhigend, ein paar Vorräte zu haben, auch bei der Kleidung. So gibt es tatsächlich Hemden, die ich schon seit zwanzig Jahren nicht mehr angezogen habe. Schöne Hemden, aber man muß nicht alles benutzen, was man hat. Allein die Möglichkeit genügt. Auch in meinem Fall läßt sich allerdings nicht vermeiden, daß von Zeit zu Zeit einige Stücke kaputtgehen, und ich neue kaufen muß. Kleider verschleißen einfach, nutzen sich ab, das ist der Lauf der Dinge.

Selbstverständlich habe auch ich immer meine Lieblingskleider gehabt. Das blaurotkarierte Flanellhemd, das schon Großvater getragen hatte, ist eines der ersten Lieblingsstücke, an das ich mich erinnere. Dann gab es das alte grün-weiß gestreifte Hemd, an dem Mutter auf meinen Wunsch den Kragen verändert hatte. Da war die hellblaue Strickjacke (deren Häßlichkeit mich viele Jahre später frappte) und die rote Strickjacke (die ich von meinem Onkel übernommen hatte), der dicke grüne Pullover mit dem V-Ausschnitt, der von einer Freundin selbstgestrickte braune Wollpollunder, und immer wieder andere Baumwollhemden und bestimmte verwaschene Jeans. Sogar ein häßlicher Bundeswehr-Parka war während meiner Schulzeit eine zeitlang zu meinem Lieblingskleidungsstück geworden. Gewöhnlich stellt sich fast wie von selbst ein, daß bestimmte Kleider zu einem Lieblingsstück geworden sind.

Ich trage diese Lieblingsstücke ganz oft oder nur zu besonderen Anlässen, und ich schone sie schließlich, damit sie nicht ganz kaputtgehen,



dessen Kleider ich hätte auftragen müssen. Ich habe des öfteren vom Ärger jüngerer Geschwister gehört, die jahrelang keine neuen Kleider bekamen, weil es die der älteren Brüder und Schwestern gab. Mein früherer Nachbar Rolli, der zufällig die ähnliche Körpergröße hat wie ich, kaufte gerne Kleidungsstücke, und manchmal gab er Säcke voll in die Altkleidersammlung, und vorher suchte ich

so daß ich sie bei Bedarf, im entscheidenden Moment sozusagen, immer noch einmal tragen kann. Ganz besonders mochte ich als Kind die »echten« Fußballtrikots, die mein Vater mitgebracht hatte. Es waren die Trikots der Firmenmannschaft aus dem Betrieb, in dem er arbeitete: ein Satz in Weiß und ein zweiter Satz in blau-gelb mit Kragen zum Schnüren und dem kreisrunden, in Gelb gestickten Firmenzeichen auf der linken Brustseite. Welches Kind in den frühen 70er Jahren verfügte schon über ein echtes Fußballtrikot, geschweige denn über zwei komplette Garnituren. Heute ist es ganz normal, daß Kinder in »echten« Fußballtrikots ihrer Stars herumlaufen. Es ist zum Geschäft geworden. Schließlich soll jeder eines kaufen können, der eines will, und bisweilen entsteht die kuriose Situation, das auf einer Wiese oder einem Sportplatz gleich drei oder vier völlig gleich gekleidete RONALDOS und BALLACKS gleichzeitig gegeneinander spielen. Mir selbst schenkte neulich ein Freund ein solches Trikot vom FC LIVERPOOL, in einem schönen Rot mit weißem Bördchen, doch ich käme mir idiotisch vor, es bei meinem wöchentlichen Fußballspiel in einer Turnhalle zu tragen.

Beim Sport waren mir die Lieblingskleidungsstücke besonders wichtig. Als Kind fand ich es phantastisch, ein echtes Fußballtrikot zu tragen (stets mit Blick auf die bekannten Spieler meines bevorzugten Bundesligaverbands), und in der Mannschaft von TUS HÖHENHAUS, in der ich spielte, wollte ich beim Meisterschaftsspiel immer das rote Trikot mit der Nummer 9 haben. Das hieß zum einen, daß ich Mittelstürmer spielte, und zum anderen hielt ich es für mein Glückstrikot. Nach dem Spiel wurden die Trikots der ganzen Mannschaft eingesammelt, und der Trainer nahm alle Trikots in einem Koffer mit nach Hause, wo sie von seiner Mutter, einer 70-jährigen, ge-

waschen wurden. Wir bezahlten jede Woche 50 Pfennig Waschgeld dafür. Am nächsten Spieltag lagen alle Trikots ordentlich gefaltet in dem Koffer. Der Trainer teilte sie feierlich an die Spieler aus, die durcheinander riefen »Ich will die Nummer 5, 7, 10« und so weiter. Diejenigen, die nicht spielten, erhielten kein Trikot, und das war eine Art Zurücksetzung und Demütigung.

Ordentlich zusammengefaltete Kleidungsstücke habe ich gern gemocht, und bis heute falte ich jedes der gewaschenen Kleidungsstücke sorgfältig zusammen (allerdings bei weitem nicht so perfekt wie meine Mutter), um sie in den Schrankfächern ordentlich übereinander schichten zu können. Ich betrachte sehr gerne dieses »Bild« aus Struktur und Farbe und Materialität. Auch als ich später Badminton spielte, gab es Lieblingstrikot, das heißt Trikots, von denen ich annahm, daß ich in ihnen besser spielte als in anderen. Wie diese Trikots zu diesem Status gekommen waren, konnte ich nicht genau sagen. Ich mochte sie einfach lieber. Eines hatte ein selbstgesticktes Wappen mit einem Federball auf der Brust, ein anderes war ein altes Fußballtrikot, und wieder eines aus schönem Frotteestoff. Da ich während eines Turnieres immer viele Trikots brauchte (weil ich manchmal pro Spiel gleich zwei oder drei durchschwitzte), mußte ich es so einrichten, daß ich im entscheidenden Spiel das richtige trug, um sozusagen optimal in das Spiel hineinzugehen.

In den ersten Semestern an der Universität trug ich fast immer das gleiche Cord-Jackett, in der Jackentasche ein Buch, in der anderen Notizblock und den Kugelschreiber in der Innentasche. Taschen in der Kleidung sind mir stets wichtig gewesen, schon als Kind, als ich in Mark TWAINS wunderbarem Roman las, wie Tom Sawyer den Inhalt seiner Hosentaschen ausleerte. Ein Kleidungsstück ohne Tasche

finde ich unvollkommen und wenig brauchbar. So hat jeder seine Kriterien, was ihm an der Kleidung wichtig ist.

Ich muß zugeben, daß mich die Kleider-Inszenierungen des männlichen Körpers nie sonderlich interessiert haben. Abgesehen von der frühen Kinderzeit, in der ich den identifizierenden Blick auf Vater und andere Männer richtete. Soweit ich mich erinnern kann, habe ich Anzüge nie gemocht. Als Kind erschienen sie mir groß und unheimlich, heute zu steif und streng. Einigen Männern stehen sie ganz gut, die meisten jedoch sehen in meinen Augen lächerlich darin aus. Man sieht mehr den Anzug als den Menschen, und das gefällt mir nicht. Außerdem verkörpern sie eine bestimmte kulturelle Hierarchie, und auch das gefällt mir nicht. Ähnliches gilt im übrigen für die Uniformen des Militärs. Ich empfinde sie als streng und wenig vertrauenerweckend. Kaum zu glauben, daß sie mich als Kind eine Weile faszinierten, wahrscheinlich wegen der Kampfeskraft, die damit verbunden ist. Gerade deswegen mag ich sie heute nicht. Auch Polizei-Uniformen irritieren mich immer ein bißchen, als sei ihr Anblick gleichbedeutend mit der Möglichkeit, bei einer falschen Bewegung ertappt und zur Rechenschaft gezogen zu werden. Abgesehen davon, fällt mir die Kleidung der Männer nicht besonders auf.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich bei meiner all-täglichen Kleidung je großartige gezielte Veränderungen und Maßnahmen vorgenommen hätte oder versucht hätte, mittels Kleidung, etwas ganz anderes aus mir zu machen. Nachdem ich meine Kleidung selbst auswählte, hat sich das meiste irgendwie ergeben. Ich habe schon im Gymnasium Jeans und Cordhosen, Jacketts und Wildlederjacken getragen, und dabei bin ich geblieben. Auch dabei, daß ich fast immer Hemden trage und nur selten bloß ein T-Shirt. Kurioserweise hatte ich

schon als Schüler begonnen, zu den Jeans alte Tweed-Jacketts zu tragen, obwohl ich das Konfirmations-Jackett seinerzeit vehement abgelehnt hatte. Es ist eben nicht Jacke wie Hose, Nuancen entscheiden. Irgendwann hatte ich angefangen, mehr schwarze Kleidungsstücke zu tragen, schwarze Jeans, Cordhosen, Kragenpullover. Das hatte nichts mit existentialistischer Mode und einer Weltanschauung zu tun, sondern es sah einfach schlicht und überall annehmbar aus, und darüber hinaus brauchte man sie nicht so oft zu waschen. So trug ich statt der braunen Cord- oder Wildlederjacken häufiger ein schwarzes Jackett. Wahrscheinlich hatte es auch mit meiner Tätigkeit als freier Journalist für eine Tageszeitung zu tun. Ich mußte gelegentlich zu Pressekonferenzen, und ein halbwegs unauffälliger Aufzug hatte dort einen gewissen Vorteil. Ich habe zwar einen hartnäckigen Widerstand gegen gesellschaftliche Eingliederungs- und Anpassungsprozesse, aber gleichzeitig falle ich nicht gerne extrem auf. Mein eigenes Kleidergefühl und die gesellschaftlichen Konventionen sind seit meiner Kindheit einander nicht viel näher gekommen. In Situationen, wo alle Menschen besonders chic und bürgerlich aussehen und sich demgemäß verhalten, fühle ich mich meistens unwohl und befangen. Eine klare Kleiderordnung engt mich ein, anstatt mir Sicherheit zu geben. Schon die Kleidung sagt mir oft in diesen Situationen, daß ich nicht dorthin gehöre.

Meine gelegentliche sanfte, halbherzige Anpassung hat den Haken, daß ich meine Jacketts auch weiterhin wie simple Jacken behandle, so daß Falten und ausgebeutelte Taschen unübersehbare Zeichen fehlender Ordentlichkeit sind. Auch habe ich die Angewohnheit, die Ärmel meines Jacketts häufig hochzuschieben, weil ich die Unterarme gerne frei habe. So mache ich es grundsätzlich auch

bei Pullovern, und gleichfalls die Ärmel von Hemden kreppe ich stets hoch, auch im Winter. Das ist insofern seltsam, als ich sonst darum bemüht bin, mich sehr warm zu kleiden. Vor allem kalt soll es mir nicht sein. Ich trage eher einen Pullover zuviel als zuwenig, denn ich friere leicht, und mit fortschreitendem Alter scheint mein Körper noch empfindlicher auf Kälte zu reagieren. Wenn andere Menschen im Frühjahr bereits die leichten Jacken und Sommerhemden anziehen, trage ich noch eine Weile einen Pullover oder einen Schal. Ich traue der Sache nicht. Auch im Sommer laufe ich manchmal mit einem Flanellhemd herum. Ich stelle meine Kleidung ohnehin nicht gezielt auf die Jahreszeit ein, es ergibt sich eher. Beim Sport trage ich gewöhnlich zwei Trikots, was eine Angewohnheit ist, eine Marotte, aber auch eine Maßnahme gegen die Kälte beim Durchschwitzen. Andererseits hasse ich es prinzipiell, Jacken zuzuknöpfen, was im Winter jedoch manchmal unvermeidlich ist. Doch ich fühle mich dann ein bißchen eingeengt. Einerseits sollen die Kleider mich vor Kälte schützen, andererseits sollen sie mich nicht allzu sehr einengen. Das ist das grundsätzliche Kriterium, an dem sich bemißt, ob ein Kleidungsstück ein gutes ist.

Manche Kleidungsstücke sind einfach besser als andere, sitzen besser und fühlen sich angenehmer an. Ich spüre gern die Materialität bestimmter Textilien, streiche gerne mit der Hand darüber, über Leinen oder samtene Niki-Stoff, Wolle. Dagegen mag ich grundsätzlich keine Kunstfaser auf der Haut, nicht einmal die neuen speziell-schweißaufsaugenden Fußballtrikots. Die durchnäßten, auf der Haut klebenden Kleider nach einem plötzlichen Sommergewitter, in das ich hingeraten bin, haben mir immer gefallen. Ebenso wie das Gefühl der frischen Kleider, die man nach dem Duschen überstreift.

Grundsätzlich mag ich keine Schlafanzüge; ich komme mir irgendwie lächerlich darin vor. Und wenn ich auswärts schlafe und ich nicht nackt herumlaufen kann, schlafe ich in T-Shirt und Unterhose. Das Aussehen der Kleidung (als drittes Kriterium) stimmt für mich, wenn sich ein schlichtes Gleichmaß ergibt. Nichts Aufwendiges, nichts Ausgefallenes. Jeans (eng, aber nicht zu eng sitzend) und karierte Baumwollhemden haben diesen Anspruch immer erfüllt. Oder Cordhosen und unifarbene Hemden, Dazu Jacketts, Jeansjacken oder eine Jacke aus Wildleder. Einige Kombinationen schließe ich aus, weil mir das Aussehen nicht gefällt. So trage ich nie Jeanshose und Jeansjacke zugleich. Ich trage die Jeansjacke mit einer schwarzen Cordhose, die Jeanshose mit einem Jackett. Das sind simple »Gesetze«, für die ich mich nicht vor den Spiegel stellen muß.

Im Grunde trage ich sehr gerne weiße Hemden, zusammen mit einer leicht verwaschenen Jeans. Vielleicht ist diese Kombination die Kleidung, die mir vom Aussehen am besten gefällt. Es ist mein Ideal einer Verbindung von Schönheit und Schlichtheit, hell und klar zugleich. Ein weißes Hemd hat etwas Edles, und ich weiß, daß es mir sehr gut steht. Doch ich lasse es meistens, weil ich zu leicht Flecken auf die weißen Hemden mache und der Kragen im Nacken jedes Mal sehr verschmutzt. Ich müßte sie also zu schnell wechseln, und das ständige Waschen und Bügeln ist mir einfach zu aufwendig. So bleiben die weißen Hemden meistens im Schrank, so wie viele andere Kleidungsstücke auch. Eine Zeit lang habe ich jeden Tag ein anderes Hemd getragen und grundsätzlich meine Kleidung gewechselt, aber damit habe ich aufgehört. Ich wechsle nicht einmal meine Unterhose prinzipiell jeden Tag, genausowenig wie ich sie allerdings fünf Tage hintereinander trage. Wie wird festgelegt, wann die Unterhose zu wechseln ist?

Durch den Blick in den Schrank, durch ein un- gutes Gefühl am Körper, durch eine kulturell formulierte Hygiene-Regel? Meistens ziehe ich die Kleidungsstücke an, die nach der Wäsche im Schrank oben liegen. Das ist der einfachste Griff, und nach dem Waschen, das ich meist zügig erledige, landen immer wieder dieselben oben. Viele Hemden und T-Shirts (und ich habe verdammt viele) habe ich so seit Jahren nicht mehr auseinander gefaltet. Fast nie suche ich mir gezielt etwas »von unten« heraus. Es ist mir einfach zu mühsam, und ich denke nicht einmal daran.

Manche Kleidungsstücke schone ich auch bewußt, weil ich nicht will, daß sie sich allzu schnell abnutzen und nicht mehr zu tragen sind. Das birgt allerdings das Risiko in sich, daß, wenn ich sie nach mehr oder weniger langer Zeit hervorhole, sie mir vielleicht nicht mehr gefallen oder sie nicht mehr passen. Das ist schon vorgekommen. Daß ich manche Kleidungsstücke schonen will, hat auch damit zu tun, daß ich bestimmte bewährte Kleidungsstücke nicht mehr (nach-)kaufen kann. Die Moden wechseln inzwischen so schnell und kategorisch, daß es sie einfach nicht mehr gibt. Doch einige Jeans und Pullover passen einfach besser als andere, weil sie eingetragen sind, man sich an sie gewöhnt hat und wegen ihrer Materialität. Auch ärgert mich, daß die Materialität der Stoffe immer schlechter wird. Bisweilen bilde ich mir ein, daß bei teuren Kleidungsstücken auch der Stoff besser sei, aber das stimmt nicht immer. Neulich wollte ich mir die Cordjeans-Marke kaufen, die ich schon seit meiner Jugend kaufe, und es gab die Hosen plötzlich nur noch mit einem Stretchanteil. Ich kaufte eine davon (weil es keine andere gab), und sie verlor schon nach einigen Waschgängen ihre Form, und es dauerte nur wenige Monate, bis der Cordstoff ab- und fast durchgescheuert war. Ich fühlte mich betro-

gen, und ich erinnerte mich an die Cordhose der gleichen Marke, die ich über zehn Jahre trug und die dann immer noch hielt. Das war für mich das Maß einer guten Hose, die mir im Aussehen gefiel und solide im Material war. Man mißt jedes neue Kleidungsstück an früheren Kleidungsstücken, die man einmal getragen hat.

»Die Kleiderstoffe sind nicht mehr das, was sie einmal waren«, sagte ich mir. Es ist der gleiche Qualitätsverlust, auf den man fast überall trifft. Zuviel Ramsch dabei, zu viele Mogelpackungen. Und wenn ich dann zielsicher zwischen den Angeboten auf einem Kleiderständer oder Auslagentisch etwas herausgreife, das mir gefällt und qualitativ erscheint, ist es meist ein teures Stück, das ich mir nicht leisten kann oder will. Tatsächlich habe ich das von meinen Eltern vorgegebene Prinzip der Sparsamkeit im Umgang mit der Kleidung nie abgelegt. »Du mußt Qualität kaufen«, heißt der Ratschlag. Doch gibt der eigene Geldbeutel beim Kleiderkauf unweigerlich die Verhältnismäßigkeit vor.

Neulich sah ich in einer Kunstausstellung die abgetragenen Kleidungsstücke einer Künstlerin und ihrer Familie. Sie hatte Jahreszahlen, Fotos, Stoff-Fetzen (von Bade- und Kinderhosen, Westen, Mänteln, Blusen, und Pullovern) und die gleichen, zu abstrakten Kompositionen im Bilderrahmen verarbeiteten Stoffe als eine ungewöhnliche Reihung textiler Gewöhnlichkeit auf die Wand gebracht und vor Augen geführt, daß in jedem Kleidungsstück eine Erinnerung aufgehoben ist. Mit ein paar aufbewahrten Kleidungsstücken zeichnete sie die Spur ihres Lebens nach. Sie zeigte, welche Farbkraft und unscheinbar-eindringliche Textur in den all-täglichen Kleidern steckt und jeder noch so banale Gegenstand das Potential zu einem Kunstwerk in sich birgt. Tatsächlich können die Kleidungsstücke, die wir am eige-

nen Leib getragen haben, stärker als jeder andere Gegenstand unsere Erinnerung beflügeln. Die meisten landen achtlos in der Altkleidersammlung oder auf dem Müll, doch ein paar Stücke hebt fast jeder auf, die ersten Kinderschuhe, das Hochzeitskleid. Ich habe inzwischen eine ganze Kollektion von Kleidungsstücken gesammelt, in denen für mich eine Erinnerung aufgehoben ist: das Fußballtrikot mit dem Schnürkragen (das den Sport meiner ganzen Kindheit und Jugend begleitete), das besagte blau-weiß-rot-karierte Hemd und die Arbeitskittel meines Großvaters (die ich eine Weile beim Malen getragen hatte), den alten Bundeswehr-Parka (aus der Schulzeit), mehrere Paar ausgetretene Turnschuhe, einige Westen (die ich in Paris auf dem Flohmarkt gekauft hatte), meine Hüte und Mützen, das Cord-Jackett (aus den ersten Studienjahren). Außerdem sammle ich seit kurzem Stofffetzen von ausgedienten Kleidern und anderen Textilien, die mir in die Hände fallen. Es ist eine Art textiles Notizbuch.

Eine andere Art textiles Notizbuch ist auch der Stapel Kleidung, der sich manchmal nach einer Woche als undurchsichtiger Haufen auf dem Stuhl im Schlafzimmer angesammelt hat. Ich habe eines auf das andere gelegt, weil ich es eilig hatte, zu faul war, ein Kleidungsstück gleich wegzuräumen oder weil ich glaubte, das eine oder andere Teil am nächsten oder übernächsten Tag noch einmal anzuziehen. So kommt eines zum anderen, bis ich schließlich doch alles in die Wäsche gebe, gleichgültig ob es wirklich ganz schmutzig ist. Allein das Herumliegen hat aus dem Kleidungsstück ein Wäschestück gemacht. Die offensichtlich schmutzigen Kleidungsstücke gebe ich gleich in den großen Wäschekorb. Ich mache bei uns die Wäsche, und ich mache es gerne. Mir gefällt das Sortieren der Wäschestücke. Auch wenn die Kleider in der Maschine gewaschen wer-

den, erinnert es mich an die Waschtage meiner Kindheit, als meine Mutter den ganzen Tag in der Waschküche beschäftigt war, mit einem Tuch auf dem Kopf. Der große Waschkessel mit dem Kupferbottich, in dem die Wäsche zum Kochen gebracht wurde, mußte vorher mit einem Feuer aus Holz und Briketts erhitzt werden. Dann war schließlich die ganze Luft voller Dampf, ganz feucht und roch nach Waschpulver. Das war der Geruch, nach dem Wäsche zu riechen hatte.

Den Waschmittelgeruch rieche ich seit jeher gerne. Ich lief als Kind zwischen den verschiedenen Wäschekörben, Zink- und Plastik-eimern umher, die in der Waschküche standen, und während ich meiner Mutter half, Wäschestücke umzuschichten und Waschwasser aufzufüllen, erklärte sie mir immer wieder, ich müsse mit dem heißen Waschwasser aufpassen. Es gab verschiedene Waschgänge und nicht alle Kleidungsstücke wurden gleich behandelt. Um die nasse Wäsche schließlich auszuwringen, benutzte Mutter lange eine alte laut ratternde, elektrisch angetriebene Wringmaschine. Jedes der Kleidungsstücke, die zum Ausspülen in dem großen Holzbottich kreisten, wurde einzeln mit der Hand in die zwei Walzen geschoben, die das Wasser aus ihnen herauspreßte. Danach wurden die gepreßten Kleiderwürste auseinander gefaltet und in den Wäschekorb gelegt, um zum Aufhängen in den Garten getragen zu werden. Später wurden die nassen Kleider in einer sogenannten Schleuder ausgewrungen, in der alle Kleidungsstücke durch die rasende Rotationsbewegung zu einem einzigen textilen Klumpen wurden.

Ich kenne kein schöneres Bild als gewaschene Kleidungsstücke auf einer Leine. Hemden und Geschirrtücher, Unterhosen, weiße Bettlaken, Kinderkleider, Arbeitshosen, dicht nebeneinander gehängt, flatternd im Wind, an einem

Sonntag. Es gibt nichts Beruhigenderes. Alltäglichkeit und Poesie fallen in diesem Augen-Blick zusammen. In der alten Arbeitersiedlung, in der ich lange wohnte und in der meine Großeltern bis zu ihrem Tod lebten, hingen fast jeden Tag Kleidungsstücke zum Trocknen auf der Leine. Ein bißchen lernte ich die Nachbarn auch durch die Wäschestücke auf der Leine kennen. Für einen Moment sind die Kleidungsstücke bewegungslos, in ihrer Form und Farbe deutlich zu erkennen. Dann, in einem Windstoß, wird das Hemd wie ein Segel aufgebläht und die Pullover verlieren ihre Gestalt in wild flatternden Flügelschlägen, bis es sich wieder beruhigt. Leuchtend schimmern die Farben der Kleider im hellen Licht, dann werden sie stumpf, wenn der Himmel sich verdunkelt, am frühen Abend oder bei einem Gewitter. Dann sieht man die Frauen (es sind fast immer Frauen) schnell zu den Wäscheleinen laufen und vor den ersten Regentropfen die Kleidungsstücke noch rasch von der Leine raffen, schnell und ohne System. Sonst falten sie die Kleidungsstücke einmal, bevor sie diese in den Korb fallen lassen und streichen bisweilen wie beiläufig mit der Hand über ein Stück und halten für einen winzigen, gedankenverlorenen Moment inne. Heute haben viele einen Wäschetrockner, und die Poesie verschwindet allmählich aus der Alltäglichkeit des Kleiderwaschens. Oder vielleicht verwandelt sie sich nur.

Jedenfalls sieht man immer weniger Kleidungsstücke draußen auf der Leine im Wind flattern. Eine alte Frau sagte einmal zu mir: »Wäsche muß man an der Luft trocknen. Die Kleider fühlen sich dann anders an, und sie riechen anders.« Ihre jüngere Nachbarin, die seit einiger Zeit einen Trockner benutzte, sagte dagegen: »Das macht für die Kleider keinen Unterschied, und außerdem ist es weniger Arbeit.«

So ist es denn: Hinter jedem realen Kleidungsstück steht ein geträumtes, und die ganze Sache mit den Kleidern hat fast ebenso viel mit Glauben wie mit Materialqualitäten zu tun.

»Pariser Couture lieferte (Anfang der 70er Jahre) Träume, die man dank *Burda Moden* zu Hause realisieren wollte. Sie war noch nicht wie heute Endzeit-Experiment, sondern praktisch schön und schamhaft elegant. ... *Burda Moden* steht für die perfekte Frau, wir, die *Neue Mode*, für die imperfekte. Mit letzterer fühlte ich mich vertrauter, ... Kannte ich diesen Typ Frau doch aus meiner Studienzeit Ende der 60er Jahre: Hippie-Mädchen in Secondhand oder Folklore oder Polit-Anarcho-Schlampen. ›If I can't beat it, complete it‹, hieß mein Motto in Redaktions-sitzungen, was so viel bedeutete wie: ›Meine Zielgruppe hat *Burda Moden* übersehen!‹ «

Wolfgang Joop

Mannequin und Vogelscheuche

›Mannequin‹ hat eine doppelte Bedeutung. Einmal meint es die ›Vorführdame in der Modebranche‹ oder auch die ›lebensechte Schauwindowsterpuppe‹ (Fremdwörter-DUDEN). Ursprünglich aus Holz gefertigt, wurde eine menschengroße Puppe zur Verbreitung der Mode mit Diplomaten oder anderen Agenten auf die Reise von Hof zu Hof geschickt. Eine wohlgefällige, immaculate, künstliche Gestalt, die ihren starr erhabenen Ausdruck mit den hölzernen Heiligenfiguren teilt, die ebenfalls mit Kleidern drapiert wurden.

Im Schutz und in der stillen Atmosphäre von Salons zeigte sie ihre ins Ideale stilisierte Neutralität, die den Betrachter zur Animation provoziert, indem er aus sich selbst einen Doppelgänger fertigt.

Mannequin bedeutet im Französischen aber auch ›Vogelscheuche‹. Eine hölzerne Konstruktion wird behängt mit fadenscheinig gewordenen Kleidungsstücken, deren Leib und Seele nun erschreckende und verscheuende Wächterarbeit leisten, bewegt und gewandelt in der rauen Atmosphäre von Wetter und Wind.

Aus der Ebene von Feldern und Gärten ragen die Vogelscheuchen heraus und zeigen, für Momente entblößt, ihr kreuzförmiges Skelett mit einer Anspielung auf den religiösen Nebensinn.

›Mannequin‹ leitet sich her von dem niederländischen Wort »maneken«, wie man das künstliche Modell der Maler, die hölzerne Gliederpuppe nannte. »Maneken« heißt Menschlein oder Männchen. Die Schneiderbüste gehört ebenfalls in diesen Zusammenhang.

Zwischen der idealen Gestalt des Mannequins und dem verwitterten Gerüst einer Vogelscheuche lebt der sich kleidende Mensch. In der Nachfolge von Modellen – in Gestalt

von Schaufensterpuppen oder ›Models‹ aus Fleisch und Blut – sucht er sein eigenes ›Schau-Spiel‹ (vgl. den Beitrag von Wilhelm SALBER, in diesem Heft S. 24ff) zu inszenieren, was, wie die Beobachtung zeigt, nicht immer glückt.

Lena VERKADE

